

# Stirb langsam, Baseldytsch

**Der Niedergang des Dialekts**
Betrachtungen eines Anachronismus, der unbedingt überleben will. Wird er überleben?

Sebastian Briellmann

Sebastian Briellmann

Sebastian Briellmann

Und dann sagt der junge Mann, der da im Scheinwerferlicht in der Rolle als Zimmerkellner vor sich hin schwärmt, ganz verliebt-verträumt: «Ich han e wunderbaari Frau kenneglernt.»

Fantastisch, oder?

Na ja.

«Kennegleeeert», heisst es umgehend und durchaus resolu-los aus dem Off.

Und schon geht es weiter. Der Kellner fragt verwundert: «Wir-glich?»

Aus dem Off noch etwas schroffer: «Wiirggliilig …»

Man ist ja nicht irgendwo, sondern auf der «Baseldytsche Bihni». Wenn nicht hier, wo sonst sollte der Dialekt noch einwand-frei gesprochen werden.

Aber was heisst eigentlich: *der* Basler Dialekt? Gibt es den über-haupt (noch)?

Baseldytsch? Baseldytsch? Baseldütsch?

Geht es um das Baseldeutsch, wird es schnell grundsätzlich. An der Fasnacht hat jeder Zeedel-Schreiber das Gefühl, dass er den Dialekt erfunden hat. Bei den Versen überkommt einen nicht selten der Eindruck, dass das Re-sultat selbst die Dialektibel von Rudolf Suter übertrumpfen wol-le. Da sieht man vor lauter Y den Satz nicht mehr. Die patrizisch angehauchte Selbstabgrenzung wirkt oft bemüht, manchmal gar lächerlich.

Das dürfte die Folge davon sein, dass der gemeine Basler un-ter einem Minderwertigkeits-komplex leidet, er will mondän sein, weltoffen, integrativ und in-telligent – gleichzeitig aber auch im Sommer bei 42 Grad im Schat-ten dreimal wöchentlich den Cli-quen-Hock zelebrieren, unter seinesgleichen bleiben. «Waisch no?» Dass das irgendwie nicht aufgeht, versteht sich von selbst.

Die Stadtbewohner leiden auch, manchmal reiben sie sich richtiggehend daran auf, dass im Rest des Landes diese Befind-lichkeiten nicht übermässig viel Interesse entgegengebracht wird. Ob dieses Völkchen am Rhein-keim jetzt «Yyskaschte» oder nur noch «Kieslstrank» sagt: who cares? (werden sie in Zürich sa-gen). Basel tickt anders? Gähn.

Der Dialekt ist auch nicht son-derlich beliebt. In Rankings lan-det Baseldeutsch meist auf den hintersten Rängen. Bösewich-te werden in Schweizer Filmen oft mit Baslern bestückt. Ist es das Spitze, Grelle in der Beton-ung? Man weiss es nicht so ge-nau. In einer grossen Serie über alle Sprachunterschiede in den Schweizer Kantonen von Tame-dia, zu der auch diese Zeitung ge-hört, wird über die Baseldeutsch-Folge jedenfalls getitelt: «Der sel-tsamste Dialekt der Schweiz».

Vielleicht liegt es auch nicht nur an diesem Ungleich-Fühlen, dass der Basler beim Dialekt überaus lokal-chauvinistisch agiert, sondern auch an realer Veränderung. Basel-Stadt, ein Schmelztiegel-Kanton mit einem Ausländeranteil von knapp 40 Prozent, in dem fast die Hälfte aller Dreijährigen in die Deutsch-Frühförderung muss – da ist an Dialekt erst mal nicht zu denken.

Im Frühjahr hat Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) ei-

Sebastian Briellmann

Sebastian Briellmann

Sebastian Briellmann

nen Artikel so getitelt: «English, please! – Stirbt Schweizer-deutsch aus?» Und in einer TV-Sendung wird darauf eingegan-gen, dass «heute weltweit zwi-schen 6000 und 7000 Sprachen oder Dialekte» existieren. Mit dem Befund: «Die meisten von ihnen werden aber in 100 Jahren ausgestorben sein, so eine depri-mierte Prognose der Unesco.»

Hat Dialekt, hat Baseldeutsch eine Zukunft? Eine Betrachtung.

Sebastian Briellmann



Baseldytsch? Baseldytsch? Baseldütsch? Wenn es um den Dialekt geht, wird es schnell einmal grundsätzlich. Nur: Wie lange noch? Foto: Lucian Hunziker

Sebastian Briellmann

«Kennegleeeert.»

«Wiirggliilig …»

Seit August, dreimal die Wo-che, ist das so. Bis am 14. Novem-ber wird das so sein, dann Pre-miere, gefolgt von Dutzenden weiteren Vorstellungen bis Mai. Andere Hobbys? Viel Glück. Und das alles nur aus Leidenschaft für den Basler Dialekt? Aus Sor-ge vielleicht auch, dass das Ba-seldytsch bald nur noch ein Ana-chronismus ist (oder, noch schlim-mer, nur noch in einem Geschichtsbuch weiterlebt)?

1 «**Allewyy!**»
An einem mediokren Dienstag-abend im September ist nicht viel los auf dem Lohnhof, die Gäste des «Au Violon» sitzen längst drinnen, sogar den Jungen, die gern auf dem Platz verweilen, scheint es draussen zu unwirt-lich zu sein. Die Schlafstadt Bas-el macht ihrem Ruf alle Ehre. Okay, Dialekt hört man hier auch sonst nicht jeden Tag.

Wenn man aber bergab steigt, wird es heimelig und: basleri-scher. Vielleicht überlebt das Ge-meinschaftsstiftende ja hier. Die «Baseldytschi Bihni» probt ihr neuestes Stück: «Wie wär s mit Tee?» Dreimal pro Woche kommt das Ensemble zusammen. Gratu-it et franc. Geld erhält nur der Re-gisseur. Ein Deutscher, ausge-rechnet. Macht nichts, denn er ist Profi. Kritisch, selten streng, aber doch genug, dass man sich denk-t: Hier wird ernsthaft agiert, immer motivierend auch. Und fürs Ba-seldeutsch hat man ja andere, die sich aus dem Off melden können.

Michael Hug ist Produktionslei-ter der «Bihni» und spielt in Rol-le zum Jahr eine gewichtige Rol-le. In wenigen Augenblicken beginnt die Probe, für ein, zwei Sätze reicht es. Natürlich spielt er lei-gisseur. Ein Deutscher, ausge-rechnet. Macht nichts, denn er ist ihm auch um die Dialektpflege.

«Es ist schon nicht mehr wie frü-her. Hier haben wir eine kleine motivierend auch. Und fürs Ba-seldeutsch hat man ja andere, die sich aus dem Off melden können.»

Dann muss Hug zur Probe. Heu-te stehen zwei Szenen auf dem Programm. Noch ist, natürlich, vieles unfertig, wird ständig un-terbrochen, gemeckert, verfei-ert. Auch beim Dialekt, klar. Aber es ist nicht so, dass die «Ba-seldytschi Bihni» so tun will, als sei man noch Gast in aristokra-tischen Daig-Villen im alten Jah-re-tausend. Man spricht von einem neuen «Style», wenn es darum geht, was einen antreibt – und sagt auf der Bühne danach Be-griffe wie «Teufels Kuchi», «Quatsch» oder «New York».

Keine Chance hat Hug dann aber, als er sagt: «I ha d Wahl ka zwische eme Bügeliise am Kopf» – sofort raunt es von den Kolle-gen: «Gettyysee!» – «also bitte», klagt Hug, aber die anderen ins-istieren eindringlich: «Mir sin do bi dr Baseldytsche Bihni.» Und ein «allewyy!» liegt hier alle paar Minuten drin.

Altbacken ist das nicht. Wohl eher: realistisch. Ein Talahon dürfte sich dennoch eher weni-ger für dieses Schauspiel inter-essieren.

2 «**Lätz**»
Was macht es mit einer Gesell-schaft, wenn der eigene Dialekt, obschon sehr breit interpretier-bar, bald eine Minderheitsspra-che im Kanton sein könnte? Sein wird? Man muss nur mal mittags auf den Barfüsserplatz stehen, eine Viertelstunde zuhören, was Hunderte Schüler, die von den Schulhäusern auf dem Kohlen-

berg herunterströmen, für Spra-chen sprechen.

Felix Rudolf von Rohr sitzt im Caféhaus der Confiserie Schies-ser – und soll erzählen, was denn in der Entwicklung «falsch» läuft. Mit dieser Frage kommt man nicht weit, weil es «lätz» heissen müsste, wie Rudolf von Rohr sofort korrigiert. Man wür-de es nicht glauben, wüsste man es nicht, dass er selbst nur ein «Eingebürgertler» ist, wie er sagt.

Er wurde erst als Dreissigjähri-ger Basler Bürger. Heute ist oder war er Gross-ratspräsident für die CVP, Obmann des Fasnachtscomi-tés, aktiv in der Schlüsselzunft, mitwirkend bei einem Basel-deutsch-Wörterbuch – und ei-gentlich immer dabei, wenn sich die kleine Basler Welt irgen-dwo versammelt. Die «Baselland-schaftliche Zeitung» hat ihn ein-mal zum «Baseldeutsch-Papst» erhöht.

Er muss also wissen, wie es so um den Dialekt in diesem Kan-ton steht: «Ja, Baseldeutsch ist in Gefahr», sagt er. Gerade in den Schulen, in denen generell Hoch-deutsch gesprochen wird, neh-me das Bewusstsein dafür ab. «Da streiche ich bald die Segel.» (Ums Elsässische und Aleman-nische sei es noch schlechter be-stellt.)

Was Rudolf von Rohr damit meint: Er war vor 15 Jahren Teil der «Basler Interessengemein-schaft Dialekt», die eine Initiat-ive mit dem Inhalt lancierte: «Die Unterrichtssprache in den ersten beiden Jahren nach der Einschulung (Kindergartenstufe) ist Di-alekt. Hochdeutsch wird in defi-nierten Sequenzen gefördert.» Die Initiative traf einen Nerv. Von Basta bis SVP gab es Unter-stützer – und der Druck war so hoch, dass ein Gegenvorschlag locker angenommen wurde: Die Lehrer sprechen Standardspra-che, die Kinder dürfen sich wei-terhin in Baseldytsch ausdrük-cken. In den Medien war danach von einem Teilsieg die Rede.

Sebastian Briellmann

Sebastian Briellmann

Als man noch gewusst hat, dass es «lehre» und nicht «lerne» heisst, dass Basler, die den Di-alekt noch pflegen, im «Schlüssel» zünftig sind. Spricht er über die Vischers, Sarasins, Christs und wechselt auch in den Modus basil-ensisch. Es heisst dann nicht mehr «immer», sondern, wie frü-her, ja genau: «allewyy!». Für vie-le Junge wäre das eine Sprache, die sie wohl tatsächlich nicht mehr verstünden.

Sebastian Briellmann



Jeder Zeedel-Schreiber ein Baseldeutsch-Gott? Foto: Nicole Pont

Sebastian Briellmann

Sebastian